

DIE WELT: Die Biomediziner stehen in der Kritik. Sie müssen sich mit starken ethischen Bedenken in der Gesellschaft auseinandersetzen. Das war 1967, bei Ihrer ersten Herztransplantation, ähnlich. Wie gingen Sie damit um?

Christiaan Barnard: Es war schon merkwürdig damals: Organtransplantationen waren längst üblich, bei Leber und Niere scherte sich niemand darum. Als es aber an das Herz ging, brach die Diskussion aus. Obwohl es kein Unterschied war: Den Tod des Spenders stellten wir nach denselben Kriterien fest, alles lief wie bei jeder anderen Transplantation. Ich habe das nie verstanden.

DIE WELT: Ein Herz macht eben für viele das Leben des Menschen aus. Ihr Patient Louis Washkansky sagte nach der Operation, er fühle sich wie eine Schöpfung Frankensteins.

Barnard: Das war nur im Spaß. Er meinte, ich hätte ihm ein neues Leben beschert, was aber nicht stimmte. Er war die ganze Zeit während der Operation am Leben.

DIE WELT: Das Herz ist immerhin rund 300 Mal in der Bibel erwähnt, was man von anderen Organen nicht behaupten kann.

Barnard: Wir sind Wissenschaftler, Herzspezialisten. Für uns ist nicht maßgeblich, was in der Bibel oder anderen Büchern steht oder in Liedern gesungen wird. Nach unserer Kenntnis ist das Herz nicht Sitz der Seele, auch nicht das Organ, mit dem Sie lieben oder hassen. Es hat nur eine Funktion: Blut pumpen. Wenn wir es verpflanzen, ändern wir keineswegs die Individualität des Menschen.

DIE WELT: Immerhin fühlten sich ein Ethikrat in Südafrika sowie auch der Vatikan zu Stellungnahmen veranlasst. Die waren zwar positiv, zeigen aber doch das Besondere an Ihrem Schritt damals.

Barnard: Diese Diskussionen brachten uns aber nicht von unserer Haltung ab. Als ich Herzspezialist wurde, lernte ich, dass man diese Pumpe operieren, sie öffnen, Teile auswechseln konnte. Allerdings ist das Herz das einzige Organ, dem wir, anders als Magen und Niere, auch während einer Operation keine Pause gönnen dürfen.

DIE WELT: Das macht es zum Symbol für fortwährendes Leben.

Barnard: Alle Organe, auch das Herz, sind letztlich nur dafür da, das Hirn am Leben zu halten. Wenn das nicht mehr gegeben ist, hat alles seine Funktion verloren.

DIE WELT: Wenn man einen anderen Pioneer der sechziger Jahre, den Teilnehmer der ersten Mondlandung Edwin Aldrin, nach seinen Gefühlen für den Mond fragt, sagt er auch: Was soll all die Romantik, es handelt sich um einen kargen, lebensfeindlichen Himmelskörper, sonst nichts. Schadet Expertentum den Gefühlen?

Barnard: Genauso ist es. Er hat die Wahrheit erfahren, weiß, was der Mond wirklich ist. Für ihn ist es ein großer Stein. Und ich weiß, dass das Herz eine simple Pumpe ist, das ist alles.

DIE WELT: Gibt es ein Organ, vor dem Sie mehr Respekt haben?

Barnard: Ja, natürlich: das Gehirn. Es ist das menschliche Wesen, die Person. Alle Gedanken, Erinnerungen, Empfindungen sind da drin. Und es kontrolliert alles.

DIE WELT: Glauben Sie eigentlich an Gott?

Barnard: Ja, ich glaube an eine höhere Macht. Ob man sie Gott nennt, Buddha oder Allah – ich weiß nicht. Ich halte viel vom Beten, es gibt mir Vertrauen. Auch am Operationstisch glaube ich daran, dass es jemanden gibt, der mir hilft und mich leitet.

DIE WELT: Dürfen Sie denn in die Schöpfung Gottes einfach so eingreifen, einen Teil eines von Gott erschaffenen Menschen in einen anderen verpflanzen?

Barnard: Natürlich. Wenn es um einen Menschen geht, der wegen eines Herzfehlers nichts mehr vom Leben hat und vor dem Tod steht, so müssen wir ihm doch helfen. Gott hätte nichts dagegen, er hätte das Herz auch verpflanzt.

DIE WELT: Gerade die Transplantationsmedizin wirft aber nach wie vor viele gesellschaftliche Probleme auf. Man kann nach Indien fahren, sich dort von armen Menschen Körperteile kaufen ...

Barnard: ... aber keine Herzen, höchstens eine Niere, weil der Mensch zwei davon hat. Wer sein Herz weggibt, ist tot.

DIE WELT: Sie könnten mit den Angehörigen eines gerade Verstorbenen reden, und dann bekäme derjenige, der am meisten bietet, den Zuschlag für das Herz.

Barnard: Ich weiß nicht, ob so etwas irgendwo läuft mit Organen von toten Spendern. In Indien traf ich mal einen Arzt, der Nieren von den Menschen entnimmt, die sie verkaufen wollen. Das wird dort nicht als ethisches Problem angesehen. Der Doktor sagte: Schauen Sie, hier ist ein Vater, der seinem Sohn eine Ausbildung finanzieren will, aber kein Geld hat. Also verkauft er eine seiner zwei Nieren. Nun kann sein Sohn zur Universität gehen. Sollen wir das verhindern?

DIE WELT: In China werden Hingerichteten Organe entnommen, um sie zu transplantieren.

Barnard: Vielleicht auch anderswo. In Singapur las ich in einem Taxi von einer Exekution wegen Drogenschmuggels. Der Fahrer sagte mir: Das machen die hier jeden Tag, die brauchen die Organe. Ob das stimmt, weiß ich nicht.

DIE WELT: Wie finden Sie das?

Barnard: Ich sehe nicht, was daran unanständig sein sollte. Natürlich nur, wenn Sie die Zustimmung des Hingerichteten haben. Es ist doch egal, ob das Herz hinterher begraben, verbrannt oder einem anderen eingesetzt wird.

DIE WELT: Meinen Sie, in China holt man die Zustimmung der Delinquenten ein?

Barnard: Das weiß ich nicht. Was ich nur sagen will, ist, dass an dem Vorgehen grundsätzlich nichts Verwerfliches ist. Probleme könnte der Empfänger damit bekommen, das Herz von einem Mörder zu tragen. Das wäre aber auch Unfug, denn das Herz ist nicht verantwortlich für einen Mord. Beim Hirn wäre das etwas anderes.

DIE WELT: Würden Sie das Herz eines Hingerichteten verpflanzen?

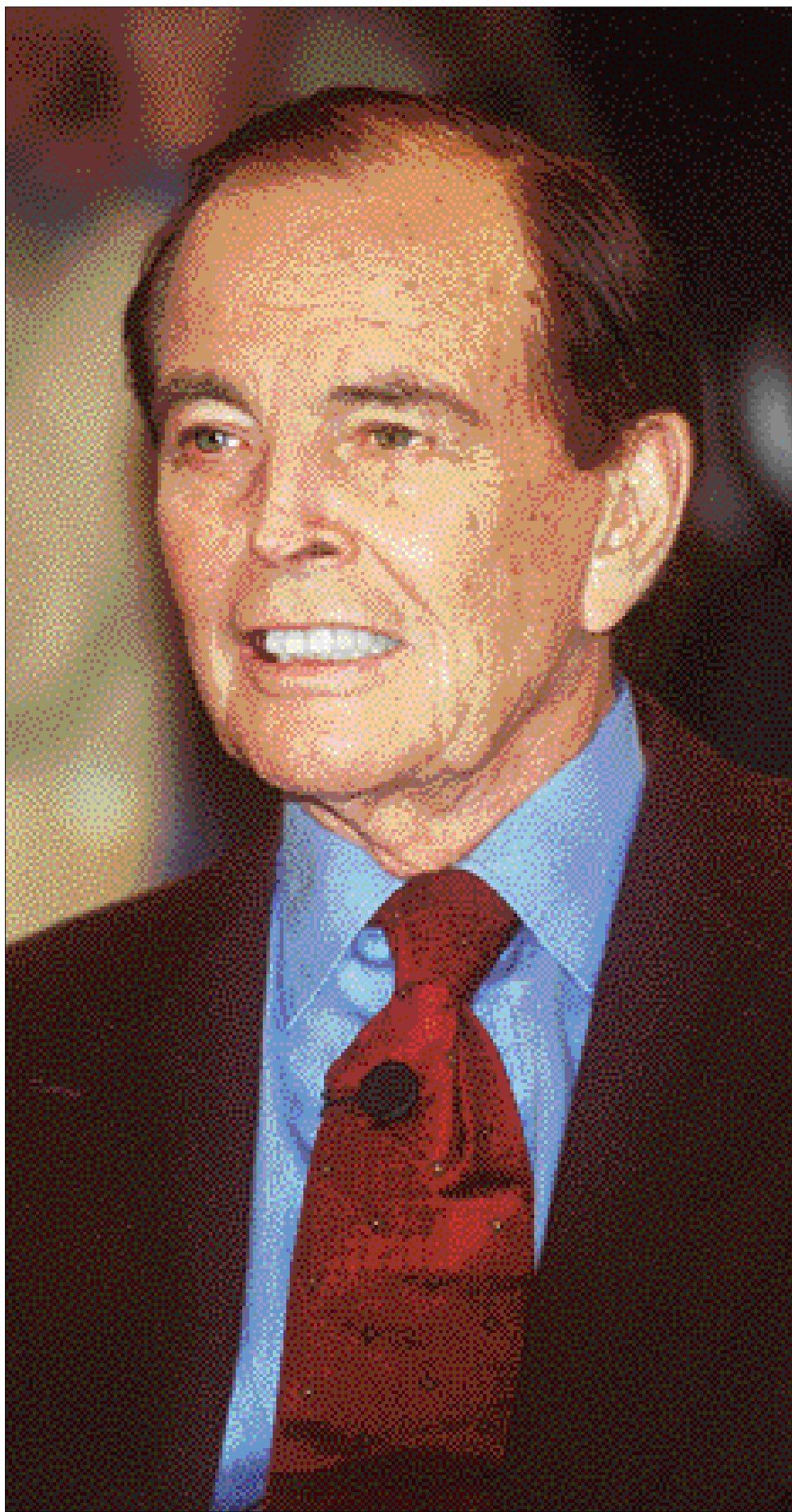
Barnard: Als es in Südafrika noch die Todesstrafe gab, sprach ich mal mit dem damaligen südafrikanischen Premierminister John Vorster. Fast jede Woche gibt es eine Exekution, sagte ich ihm, können wir da nicht die Organe von den Hingerichteten bekommen? Wir diskutierten lange darüber, ich hatte großen Bedarf an Organen. Doch schließlich stimmten wir beide darin überein, dass wir die Finger davon lassen sollten. Südafrika wurde damals wegen der Apartheid in der Weltöffentlichkeit stark kritisiert – zu Recht. Die meisten zum Tode verurteilten waren Schwarze, und so hätte es schnell geheißt: Die hängen die Schwarzen, damit die Weißen an die Organe kommen. Aus ähnlichen Gründen wollten wir beim ersten Mal auch kein Spenderherz von einem Schwarzen einsetzen. Ebenso kam kein schwarzer Patient infrage. Der Vorwurf hätte gelautet: Wir benutzen einen Schwarzen als Versuchskaninchen.

DIE WELT: Werner Forßmann, der deutsche Nobelpreisträger für Medizin, verglich Ihre Arbeit mit den Menschenversuchen im Konzentrationslager.

Barnard: Ein sehr dummes Kommentar: Im KZ kümmerte sich niemand um die Erlaubnis bei den Betroffenen. Wir dagegen fragen alle: die Empfänger und die Verwandten der Spender.

DIE WELT: Meinen Sie, dass Organe für die Verpflanzung gezüchtet oder kultiviert werden können? Manche denken daran, sie an hirntote Menschen „anzuschließen“, um sie in der Zeit zwischen der Entnahme und dem Wiedereinsetzen zu konservieren.

Barnard: Natürlich kann man sie anschließen, aber ein hirntoter Mensch „lebt“ auch nicht mehr, und über lange Zeit macht das deshalb keinen Sinn. Wenn sie diesen Weg schon einschlagen wollten, müssten Sie den Hirntoten auch noch an ein Tier anschließen.



„Design-Kind? Warum nicht!“

Christiaan Barnard verpflanzte 1967 das erste Herz.

Er spiele Gott, warf man ihm damals vor – wie jetzt den Genetikern.

Ein Gespräch über machbare blonde, blauäugige

Wunsch Kinder, Religion und die ungewisse Zukunft des Sex

DIE WELT: Wäre die Xenotransplantation, der Einsatz von tierischen Organen, der Ausweg aus der Organknappheit?

Barnard: Hier ist die Gefahr von Abwehrreaktionen des Körpers noch größer. Zurzeit experimentiert man mit transgenen Tieren, die schon bei der Geburt menschliches genetisches Material innehaben, um das Problem zu verringern. Ein zweites Risiko bei Xenotransplantationen ist die Infektion mit tierischen Viren, die von dem Emp-

fänger hinterher auch auf andere Menschen übertragen werden können. Gegen sie haben wir keine Abwehrkräfte. Es gibt ein Beispiel für eine vom Tier übernommene Krankheit: Aids.

DIE WELT: Würden Xenotransplantationen eine neue ethische Debatte herbeiführen?

Barnard: Nein, warum denn? Wir nutzen doch schon tierische Körperteile, Herzkappen vom Schwein etwa. Tierisches Gewebe im Menschen ist weit verbreitet.

DIE WELT: Ist der Utilitarismus in der Humanmedizin grenzenlos?

Barnard: Das einzige Kriterium ist: Verbessern wir das Leben des Patienten oder nicht? Nicht unbedingt die Dauer, aber die Qualität. Natürlich darf nicht das Leben Dritter beeinträchtigt werden.

DIE WELT: Das gerade fürchten aber die Menschen, die die Definition des Hirntodes anzweifeln. Sie sagen: Der Spender lebte noch, als das Organ entnommen wurde.

Barnard: Dafür gibt es nicht den geringsten Grund. Als Gott den Menschen schuf, ließ er das Leben nicht

mit dem Herzschlag beginnen, sondern hauchte ihm das Leben ein. Das Atmen ist also das Entscheidende, und das wird vom Hirn gesteuert. Ich habe viele Tote gesehen, bei denen das Herz noch schlug, und Lebendige, bei denen der Herzschlag ausgesetzt hatte. Bedenken Sie: Wenn der Herzschlag das Entscheidende wäre, dürfte bei einem Kunstherz der Tod nie einsetzen. Jeder Arzt, der das Implantat abschaltete, beginge einen Tötungsdelikt. Nein, auf das Hirn kommt es an.

DIE WELT: Was wird uns die Transplantationsmedizin noch alles bringen? Vielleicht eine Kopfverpflanzung? Der US-Amerikaner Robert White plant sie bereits.

Barnard: Wo soll denn bitte der Spender herkommen? Erst wenn der Hirntod eingesetzt hat, können wir doch das Organ entnehmen. Niemand könnte mit einem hirntoten Kopf etwas anfangen.

DIE WELT: White denkt anders. Er meint, an einen intakten Kopf wird ein neuer Körper transplantiert.

Barnard: Gut, dann reden wir über eine Ganzkörperverpflanzung. Die

würde theoretisch mehr Sinn machen, geht aber auch nicht. Sie können die Nerven zwischen Kopf und Körper nicht zusammenfügen.

DIE WELT: Noch nicht, oder wird es nie funktionieren?

Barnard: Ich arbeite nicht auf dem Gebiet. Aber meines Wissens wird es nie möglich sein, Nervenstränge zu verbinden. Zumindest bliebe der Patient gelähmt. Ich selbst habe übrigens auch mal eine Kopftransplantation durchgeführt. An einem Hund, aber ohne den alten Kopf zu entfernen. Er hatte anschließend zwei Köpfe.

DIE WELT: Warum? Aus reiner Experimentierfreude?

Barnard: Ja, ich würde das auch nicht wiederholen. Damals war ich in der UdSSR eingeladen, wo gerade

ziemlicher Rummel herrschte über so einen Tierversuch. Ich sah, wie einfach das ist, und wollte es hinterher auch mal ausprobieren. Man muss nur die Blutadern zusammenfügen, und der Hund kann mit zwei Köpfen umherlaufen. Der zweite Kopf sprach anschließend sogar auf Milch an, und beide Köpfe tran-

ken gleichzeitig. Das zeigte ich dann stolz meinem Chef im Krankenhaus. Aber der sagte nur, ich solle sofort aufhören damit.

DIE WELT: Was wäre passiert, wenn Sie auch die Nervenstränge des zweiten Kopfes hätten anschließen können?

Barnard: Das hätte eine ziemliche Konfusion im inneren Befehlssystem des Hundes ergeben.

DIE WELT: Noch mal zurück zu Ihren menschlichen Patienten. Was fühlten Sie, als bei Washkansky das zweite Herz zu schlagen begann?

Barnard: Ich kann mich an keine besondere Aufregung im OP erinnern. Wir hatten nicht einmal für einen Fotografen gesorgt. Dass es klappete, überraschte uns nicht. Wir hatten das vorher oft im Tierversuch durchexerziert.

DIE WELT: Waren Sie optimistisch?

Barnard: Sehr, ich bin immer Optimist. Ich wunderte mich, dass Washkansky nach 18 Tagen starb. Ich dachte, er überlebt. Die eigentliche Operation war ja nicht der kritische Punkt. Er starb auch nicht an Herzversagen, sondern an einem Infekt, weil wir sein Abwehrsystem wegen der Abstoßungsreaktionen stark einschränken mussten. Der zweite Patient lebte eineinhalb Jahre. Der dritte Patient ebenfalls, der fünfte zwölf, der siebte 23 Jahre.

DIE WELT: Stört bei solchen Operationen nicht die Öffentlichkeit?

Barnard: Ich kann mich an keinen großen Stress erinnern. Außer vielleicht bei der zweiten Operation. Wenn der Patient sofort gestorben wäre, so hätten wir das Programm wohl stoppen müssen, nachdem der erste nur 18 Tage überlebt hatte.

DIE WELT: War es ein Wettlauf mit den USA? Ein New Yorker Team hatte kurz nach Ihrer ersten Operation, noch vor Washkansky Tod, ebenfalls den Schritt gewagt.

Barnard: Ich wusste gar nicht, was die da planten. Ich hätte meine Transplantation schon zwei Wochen früher durchführen können, aber da wäre es ein Schwarzer Spender gewesen, was ich wie gesagt nicht wollte. Von mir aus war es kein Wettlauf, bei den Amerikanern wohl schon. So nahmen sie in aller Eile auch als Spender ein Baby ohne Gehirn. Das konnte nur schief gehen, und das mit dem Babyherz kam in der Öffentlichkeit auch nicht gut an. Der Patient starb wenige Stunden später.

DIE WELT: Die Biomedizin ist heute in der Ethikfalle. Die US-Regierung will entsprechende Forschungsgelder streichen ...

Barnard: ...um sie in die Raketenabwehr zu stecken. Wo bleibt da die Ethik?

DIE WELT: Es geht nicht nur um Geld. In manchen Ländern, auch in Deutschland, ist es verboten, embryonale Stammzellen für die Forschung herzustellen und künstlich erzeugte Embryonen nach Erbkrankheiten zu untersuchen.

Barnard: Es geht doch nicht um richtige Embryonen, die sich im Mutterleib entwickeln. Die entscheidende Frage lautet: Wann beginnt das Leben – bei der Verschmelzung von Samen- und Eizelle oder später. Für mich fängt es dann an, wenn sich ein Nervensystem entwickelt und wenn das Herz schlägt, das ist nach zweieinhalb Wochen. Deshalb bin ich auch strikt gegen die Abtreibung. Wer einen Embryo abtreibt und meint, es handle sich dabei nicht um eine Tötung, den kann ich nicht

verstehen. Es ist auch schwer nachzuvollziehen, dass durch jene Länder, in denen die Abtreibung lebender Embryonen so einfach vollzogen wird, jetzt ein Aufschrei ging, als man den Oklahoma-Attentäter hinfichtete.

DIE WELT: Darf man an künstlich gezeugten, drei Tage alten Embryonen einen Gencheck auf Erbkrankheiten vollziehen, anschließend die gesunden einpflanzen und den Rest wegwerfen?

Barnard: Wenn man damit verhindert, dass statt Kindern mit schwersten Behinderungen oder Krankheiten solche auf die Welt kommen, die frei davon sind, so kann ich darin nichts Verwerfliches sehen. Ziel der Medizin ist doch, die Qualität des Lebens zu heben. Und das geschieht hier.

DIE WELT: Der Vorwurf ist, in der Gesellschaft würde der Wert behinderten Lebens verringert.

Barnard: Warum muss denn ein behindertes Kind später stigmatisiert werden? Im Übrigen ist es die Natur selbst, die frühe Embryonen oft von sich aus abtreibt, wenn sich ein schwerer Schaden abzeichnet.

DIE WELT: Manche sehen in dem Gencheck die Vorstufe zu Designerkindern, die sich die Eltern entwerfen: Augenfarbe, Geschlecht, Größe und so weiter. Noch ist es technisch nicht so weit, aber macht Ihnen das keine Angst?

Barnard: Das ginge theoretisch schon heute. Wir können einen Embryo klonen und den Klon tiefgefrieren. Der Embryo selbst wird eingepflanzt, kommt auf die Welt und wächst heran. Wir sehen, wie er aussieht: blonde Haare, blaue Augen und so weiter. Dann weiß man, was aus dem noch tiefgefrorenen Embryo für ein Mensch heranzuwächst, und aus solchen Embryonen könnten Sie – theoretisch – einen Embryonenkatalog erstellen. Wenn sich ein Paar genau so ein Kind wünscht und hinterher damit überglücklich ist, warum soll man ihm nicht dazu verhelfen?

Mit dem therapeutischen Klonen habe ich allerdings meine Schwierigkeiten. Auch ein Achtzellenembryo hat alle Anlagen, ein Mensch zu werden. Ich kann nicht akzeptieren, dass für therapeutische Zwecke Dritter damit experimentiert wird. Weniger bedenklich wäre es, wenn ein Embryo sehr früh natürlich abgegangen ist.

DIE WELT: Angenommen, unsere Fortpflanzung liefe dereinst nur noch durch Klone. Welche Rolle könnte noch der Sex spielen? Könnte ihn ein evolutionärer Prozess nicht überflüssig machen?

Barnard: Oh nein, da machen Sie sich keine Sorgen. Nur Tiere haben den Sex ausschließlich für die Fortpflanzung. Menschen macht er einfach großen Spaß.

DIE WELT: Unsere sehr frühen Vorfahren waren auch mal Tiere.

Barnard: Da haben Sie Recht. Entwickelt wurde der Sex für die Reproduktion. Aber er hat sich zum reinen Vergnügen verselbstständigt.

DIE WELT: Ist es möglich, dass er sich zurückentwickelt, wenn der Hintergrund obsolet wird?

Barnard: Niemals!

DIE WELT: Sie leben heute in Österreich und in Südafrika. Warum Österreich?

Barnard: In Österreich hat die Christiaan-Barnard-Stiftung ihren Sitz, die den Menschen in der Region um Tschernobyl hilft. In Südafrika fühle ich mich nicht mehr so wohl wie früher. Die Zeitungen schreiben schlecht über mich im Zusammenhang mit meiner laufenden Scheidung. Mein Land entwickelt sich insgesamt zum Schlechten. Ich habe mich immer gegen die Apartheid eingesetzt, weshalb ich als Kommunist beschimpft wurde. Wenn ich die heutigen Zustände kritisiere, bezeichnen mich die Leute als Rassist.

DIE WELT: Sie lassen sich gerade von Ihrer dritten Frau scheiden. Sind Sie ein Herzensbrecher?

Barnard: Heute wohl nicht mehr. Ich wäre froh, wenn ich eine Freundin hätte.

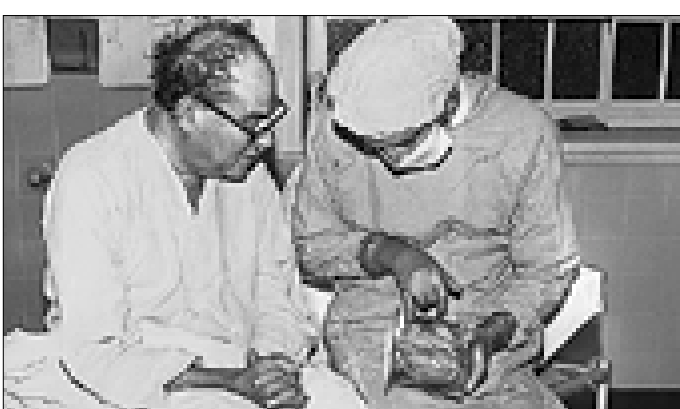
DIE WELT: Wo ist eigentlich Ihre Promotionsurkunde? In einer österreichischen Zeitung stand, Ihre Einbürgerung verzögere sich, weil Sie die noch nicht vorgelegt hätten.

Barnard: Es stimmt, dass ich bei meinem Einbürgerungsantrag danach gefragt wurde. Noch bin ich kein österreichischer Staatsbürger.

DIE WELT: Wie wäre die Schlagzeile: Dr. Barnard ein falscher Arzt.

Barnard: Da muss ich Sie enttäuschen. Ich habe zwei Bachelor Degrees in Medizin, zwei Masters Degrees und zwei Dokortitel. Das sollte reichen.

Das Gespräch führte Ulli Kulke



Barnard 1971 in seiner Praxis in Kapstadt (links) und neben Philip Bleiberg, an dem er seine zweite Transplantation durchführte. In einem Gefäß zeigt ihm Barnard sein altes Herz

FOTOS: ULLSTEIN BILD, DON MACKENZIE